

Mut zum Gehorsam im Dienst unter Armen

Ursula Adams, Münster i. W.

Eine Erfahrung vorweg

Als ich mich vor etwa zwei Jahren mit dem Thema „Armut in der Nachfolge – frei sein für Gott und die Menschen“ (OK Heft 2/87, S. 169–176) auseinandersetzte, ging es mir darum, persönliche Einsichten aus dem Dienst unter Armen für andere aufzuarbeiten. Am Ende führte mich der Weg zum Thema GEHORSAM. Damit hatte ich nicht gerechnet, zumal ich keiner Ordensgemeinschaft angehöre und dem Wort bis dahin nur gelegentlich bei Gesprächen mit Ordensleuten begegnet war. Jetzt hatte sich dieses neue Thema für mich als eine innere Konsequenz aus dem Thema ARMUT ergeben.

Einige Zeit später hörte ich von einem Ordensmann, in den Orden sei die Erkenntnis gewachsen, daß ein Leben in klösterlicher Armut sich nicht erschöpfen könne in der Einhaltung einer Vielzahl konkreter Normen, die fast jeden denkbaren Einzelfall zu regeln versuchen. Heute werde gesehen, daß es beim Gelöbnis, arm zu leben, vor allem um eine Grundeinstellung gehe, eine Haltung des Gehorsams zum einmal gegebenen Versprechen. Dieser Zusammenhang scheint mir dem im Aufsatz zum Thema ARMUT gefundenen zu entsprechen. Seither stand für mich fest, dem Thema GEHORSAM ebenso wie zuvor dem über „Armut in der Nachfolge“ aus den Erfahrungen im Dienst unter Armen nachzugehen und anderen zum Bedenken anzubieten. Es kann sich allerdings nur um Einblicke in eine Werkstatt handeln.

Ich denke, in einer entwickelten Industriegesellschaft ist es kaum zu vermeiden, daß sich Besitz sammelt bei denen, die freiwillig arm sein wollen. Wer den Menschen dienen will, braucht eine zeit- und dem Zweck des Dienstes gemäße Ausstattung. Ohne Beutel und Reisetasche sollte keiner zu den Menschen gehen, es sei, er will auf anderer Leute Kosten leben. Wenn der Dienst den Armen gelten soll, ist das auf keinen Fall vertretbar.

„Haben als hätte man nicht“, rät der Apostel Paulus. Wie lebt man das? Es braucht wohl ein stets waches Erspüren für den jetzigen Augenblick des Gesollten und Gewollten, um sich dann lebendig hineinzugeben. Solche Fähigkeit ist niemand angeboren, sie ist auch nicht durch einen einmaligen Entschluß erwerbbar, sondern kann nur durch tägliche Übung zur Haltung werden. An dieser Stelle berühren sich ARMUT und GEHORSAM.

Begegnungen mit Menschen, die Gehorsam gelobt haben

In der Schulzeit war ich jahrelang Schülerin in zwei von Ordensfrauen geleiteten Gymnasien. Da tauchte gelegentlich das Wort vom „heiligen Gehorsam“ auf. Da uns die Zusammenhänge verborgen blieben, hatten wir kein

Verständnis. Im Gegenteil: Einige von uns schauten mitleidig auf solche Notwendigkeiten herab, gelegentlich auch auf einzelne Schwestern. Es schien uns eine mißbräuchliche Verwendung des Wortes „heilig“ zu sein, mißbräuchlich, weil für eher autoritäres Verhalten gebraucht. Man erklärte uns damals, in der Kirche gebe es eine Gott-gewollte Autorität, die sich auch in den hierarchischen Strukturen der Orden spiegele. Dabei handele es sich um eine Autorität, die ihre Legitimation von Gott habe. – Wir nahmen das hin.

Heute begegnet mir das Wort GEHORSAM längst nicht mehr im alltäglichen Umgang mit Ordensleuten. Manche Leute wissen noch, daß Ordenschristen Gehorsam geloben. Einige bewundern das, wobei unklar bleibt, wie sie sich den Inhalt vorstellen. Andere meinen aus kritischer Distanz, daß Ordensleute damit ihre Rechte aus Art. 2 des Bonner Grundgesetzes aufgeben: „Jeder hat das Recht auf freie Entfaltung seiner Persönlichkeit“ und: „Die Freiheit der Person ist unverletzlich“. Manche Ordensleute legen Wert darauf, solchen Irrtum zurechtzurücken, verbreiten dabei aber die Meinung, dies alles sei überholt.

Seitdem wir alle durch die antiautoritäre Welle aufgeschreckt worden sind, hat sich Verunsicherung breitgemacht. Jene Zeit zehrte von Negativerfahrungen: Daß Gehorsam als Anspruch totalitärer Herrschaft nicht sein soll, ist anerkannt. Aber was soll sein? Daß die Würde des Menschen unantastbar und die Freiheit der Person unverletzlich sind, steht in der Verfassung. Aber warum sind sie es? Worin besteht diese Würde und was ist gegen die Würde des Menschen? Was macht Freiheit aus und wie wird sie verletzt? Bis heute wird darüber gestritten und dabei zeigt sich, daß es an einem moralischen Konsens zu fehlen scheint.

Gehorsam und Freiheit

Ich erinnere mich an einen Studenten in der Kath. Fachhochschule NW in Münster, der – etwa Anfang 1980 – im Rahmen eines Seminars über „Hilfen für obdachlose Familien“ das Thema „Totale Institution“ bearbeiten wollte. Er zog Parallelen von den ordnungsrechtlich verwalteten Obdachlosensiedlungen über Strafanstalten bis zur Gehorsamsstruktur eines Klosterlebens. Meinem Kollegen und den studentischen Seminarteilnehmern schien dieser Vergleich einzuleuchten. Ich versuchte, den Beitrag von der Freiwilligkeit des Ordenslebens her in Frage zu stellen. Vergeblich, zumal der Student sich auf einen Ordenslehrer aus seiner Schulzeit berufen und auf ein soziologisches Fachbuch verweisen konnte. Von der Freiwilligkeit her war der Ordensgehorsam allein nicht zu verteidigen, nicht in seiner unterscheidenden Lebensform verständlich zu machen.

Heute sehe ich: Beim Ordensgehorsam handelt es sich nicht allein um eine Ordnungsstruktur, wie bei der totalen Institution. Die Freiwilligkeit ist nicht das einzige wesentliche Kennzeichen des Ordensgehorsams. Das Gelübde ist

Antwort auf Gottes Berufung – gewiß in Freiheit gesprochen, aber die Initiative geht immer von Gott aus. Die Begründung des Ordensgehorsams findet sich allein in der Nachfolge: „... dem Willen des Vaters gehorsam“ (Jo 4,34).

Dieser Gehorsam will Zeichen sein, nicht Ausdruck institutioneller Autoritätsverhältnisse. Freilich, unter der „wertneutralen“ Betrachtungsweise der Soziologen ähneln sich die praktischen Auswirkungen, bei Versetzungen zum Beispiel. Und wo die Zeichenhaftigkeit nicht erlebt wird, können sich Vermutungen breit machen.

Beim Nachdenken über das Thema „Gehorsam im Dienst unter Armen“ ist mir aufgegangen, daß es notwendig ist, zum Gehorsam Mut zu machen. Wie kann es sonst gelingen, den Nachwachsenden inhaltliche Maßstäbe für ein Leben der Nachfolge im Geist der evangelischen Räte zu vermitteln? Heute wird das, was früher GEHORSAM genannt wurde, als „Fremdbestimmung“ bezeichnet, und „Selbstverwirklichung“ hat fast den Rang einer Tugend erlangt, während „Selbstverleugnung“ zu einem neuen Tabu geworden ist. Die Armen sind heute wie eh und je darauf angewiesen, daß sie Menschen finden, die im Dienst bei ihnen nicht sich selbst suchen.

Wenn Ordensleute zu den Armen gehen

Seit vielen Jahren begegne ich im Dienst unter Armen immer wieder Ordensleuten, die den Auftrag haben, außerhalb ihres Klosters unter Armen zu leben und ihnen zu helfen. Sie haben sich selbst darum beworben, z. B. in Obdachlosensiedlungen der Armut von Armen näher zu sein. Sie wollen gern arm sein wie diese.

Ihre verantwortlichen Vorgesetzten konnten die innere Notwendigkeit dieser Schritte meist nicht billigen, haben sie aber toleriert und in die Gehorsamsstruktur des jeweiligen Konventes eingeordnet.

Die da zu den Armen aufbrachen, folgten ihrer Neigung, deren Belastbarkeit ebensowenig wie ihre Begabung erprobt worden war. Das war in den 60er und 70er Jahren noch kaum möglich, denn die Arbeitsfelder unter den Armen sind sämtlich neu. Die Beauftragung mit dem Dienst unter Armen hatte sich so abgespielt, wie geistliche Lehrer seit dem Konzil raten: „Der Mensch in seiner Freiheit und seinen Entfaltungsmöglichkeiten darf in dieser Gehorsamsstruktur nicht negiert, sondern muß bejaht werden.“¹ Als sie die Härte der Auswirkungen dieses besonderen Gehorsamsverhältnisses traf, ging das Leben nicht so verständnisvoll mit ihnen um. Das Leben, wie Arme es erleben, nimmt wenig Rücksicht auf Entfaltungsmöglichkeiten, wie wir sie uns wünschen. Da gibt es eigene Abhängigkeiten und prägende Erfahrungen, auf die ein solidarischer Helfer sich einlassen muß.

¹ JOSEF SUDBRACK, „Leben in geistlicher Gemeinschaft – eine Spiritualität der evangelischen Räte für heute und morgen“ – Echter-Verlag 1983, Seite 97

Die da neu aufgebrochen waren, meinten zunächst, Arme seien viel unmittelbarer Mensch als andere, weil sie keinen Ballast mit sich herumschleppen. Viele orientierten sich damals an den „Christusmeditationen“ von Jaques Loew². Da kann man lesen: „Gott hat nichts. Er ist der ICH BIN. Und auch der Arme hat nichts, er hat nur seine Existenz. . . , das ist alles. Und deshalb ist der Arme besser fähig, das Wort (Gottes) aufzunehmen, in Verbindung mit ihm zu treten.“

Als sie die Armen kennenlernten, stellten sie bestürzt fest, daß auch sie etwas haben, woran sie hängen, das ehemalige Fürsorgeerziehungsheim z. B., von Schwestern geführt. Der Ruf des Heimes war bekannt: autoritär und frömelnd, inzwischen im Zuge der Heimkampagne aufgegeben. Eine verbreitete Meinung war damals, es sei ein Fortschritt für die Heimerziehung, wenn große Heime aufgelöst würden und „lebensnahe“ weltliche Erzieher an die Stelle der Schwestern treten. Die Ordensleute meinten, für ihre Mitschwestern und -brüder sei die Ordnungsstruktur großer Heime ein unangemessenes Wirkungsfeld. Da werde künstlich eine „heile Welt“ vorgetäuscht, die mit dem wirklichen Leben draußen ebensowenig zu tun habe, wie mit der Atmosphäre des jeweiligen Konvents. Und jetzt begegneten die Ordensleute mit dem Sonderauftrag Armen, die viele Jahre nach ihrer Heimentlassung noch glückliche Erinnerungen bewahrten an jene Zeit „bei den Schwestern“. Da waren Mütter und Väter, die stolz hausfrauliche Fähigkeiten und männliche Fertigkeiten vorweisen konnten, die sie dort erworben hatten – Fähigkeiten, über die heute gelächelt wird und für die unter den Lebensbedingungen der Armen auch keine Umsetzungsmöglichkeiten bestehen, z. B. das Einwecken von Erbsen und Möhren, wobei jeder Gemüseart eine wie mit dem Lineal bestimmte Lagerung zukam. Die Männer hatten das Füttern von Schweinen erlernt und das Entmisten der Ställe. Was soll man mit solchen Erinnerungen machen, sie ernstnehmen oder überhören? Viele haben sich für das Überhören entschieden. Heute stellen wir fest, daß uns die Welt, der wir uns entkommen wähten, wieder eingeholt hat, wenn auch in neuer Gestalt. Die Erkenntnis setzt sich wieder durch, daß Erzieher Verantwortung haben für die Kindheitserinnerungen, aus denen ein Mensch sein Leben lang leben wird. Heute wird nach Erziehern gesucht, die Überzeugung und Haltungen haben und bereit sind, diese weiterzugeben. Auf solchem Hintergrund können Themen wie ARMUT und GEHORSAM auch wieder neu bedacht werden, von Ordensleuten und von Christen in der Welt.

Fast alle, die seit den 60er Jahren zu den Armen gingen, gerieten in das Drama der „doppelten Treue“. Jaques Loew³ berichtet, wie er diese Formel aus der Zeit der Krise der Arbeiterpriester (1953–54) sieht. Er nennt sie die „Falle der doppelten Treue“⁴ und bezeichnet sie als Krankheit: „Eine Krank-

2 JAQUES LOEW „Christusmeditationen“, Verlag Herder 1972, Seite 32

3 derselbe a. a. O. Seite 73

4 derselbe a. a. O. Seite 72

heit, die nicht nur eine kleine Gruppe von Menschen befällt, sondern auf die man stößt, so wie man in scheinbar widersprechenden Treuebindungen leben und die dunkle Geduld des Glaubens durchwandern muß.“ In unserem Zusammenhang kann man das Gemeinte vielleicht beschreiben als: Treue zu den Armen und Treue zur Ordensgemeinschaft oder Treue zu der Welt, aus der Laienchristen kommen. Vorher kannten sie die Welt der Armen „von draußen“, aus Büchern, Statistiken, Berichten. Und sie kannten „ihr Kloster“ (ihre Familie, ihren Freundeskreis), weil sie „drinnen“ waren. Als sie dann zu den Armen kamen, lernten sie deren Welt „von drinnen“ kennen.

Wie sah das aus? Häufig stand am Anfang die Feststellung, daß bei Armen die Rechte, die unsere Sozialgesetze zusagen, eher zufällig eingelöst werden. Wer das erkennt, den trifft es wie einen Schock. Er setzt sich ein, radikal und ohne Rücksicht auf andere Pflichten. Dabei gerät das eigene Leben in die Zufälligkeit – auch das geistliche, denn der Rahmen fehlt. Die Welt, aus der wir kamen, hatte kaum Verständnis, zu fern sind die Probleme der Armen. Aber auch die Armen wunderten sich. Ihre Lebenserfahrung sagte ihnen, daß es wenig Sinn hat, sich so einzusetzen. Wie überzeugt man den einen, wie den anderen? Wie setzt man das Anliegen durch?

Viele von denen, mit denen ich zusammengearbeitet habe, haben aufgegeben – zerrissen zwischen ihren geordnet und wohlhabend scheinenden klösterlichen oder kirchlichen Hintergründen und der Herausforderung, die die Lebenswirklichkeit der Familien mit vielen Problemen darstellt. Von einigen Priestern und Schwestern weiß ich, daß sie heute einen Weg gefunden haben, sich gegenseitig helfend beizustehen. Sie versuchen, zwei- bis dreimal jährlich ein Treffen zu ermöglichen. Dann tauschen sie ihre Erfahrungen aus über die Versuche, unter den Armen eigene Armut zu leben und dabei doch im umfassenden Sinn frohe Botschaft gegenwärtig zu halten.

Ich denke, so kann Gehorsam auch aussehen. Der wesentliche Gesichtspunkt scheint mir hier die Treue zu sein. Einmal hatte ich Gelegenheit, mit einem von diesen die verschiedenen Stationen des Weges aus gemeinsamem Erleben nachzugehen. Davon ist mir geblieben, was mein Gesprächspartner als sein Leitwort bezeichnete:

„Überlassen wir die Vergangenheit der Barmherzigkeit Gottes, die Gegenwart unserer Treue und die Zukunft der göttlichen Vorsehung.“
(Franz von Sales)

Das scheint mir eine haltgebende und richtungweisende Orientierung zu sein: „... die Gegenwart unserer Treue ...“ Jeder, der sich total auf ein Leben unter Armen einläßt, sollte für sich einen ähnlichen Wegweiser haben.

Der Gehorsam der Armen – wo es freiwilligen Gehorsam gibt

1964/65 verbrachte ich ein Jahr als Praktikantin in einer Obdachlosensiedlung. 120 Familien lebten hier in Baracken. Jede Wohnung hatte 2–3 Räume

mit einer Wohnfläche von höchstens 32qm. Die Toiletten waren außerhalb in eigenen Baracken untergebracht. Die Wohnverhältnisse waren von diesen Lebensbedingungen geprägt.

Unvergeßlich ist mir Herr A., Vater von 10 Kindern, der mir einmal bei einem Gespräch über unser Grundgesetz und das darauf aufbauende Bundessozialhilfegesetz entgegenhielt: „Wenn ich jeden Morgen mit dem Nachtopf an 10 Fenstern vorbei zur Toilette gehe, dann erlebe ich, was es mit der Würde des Menschen auf sich hat. Unsere Nachbarn kippen ihre Nachttöpfe aus dem Fenster. Darum stinkt es hier immer so.“

Betroffen meinte ich damals: „Ich denke, die Würde des Menschen besteht darin, daß sie sich selbst achten und auch in miesen Lebensbedingungen nichts tun, was unter ihrer Würde ist.“ – Er dachte schlichter: „Wie soll ich meinen Kindern Gehorsam beibringen, wenn ich selbst keinen Gehorsam übe gegenüber unseren von Gott zugelassenen Lebensbedingungen?“ Ich habe lange nachgedacht über diese Einschätzung menschenunwürdiger Verhältnisse, „von Gott zugelassene Lebensbedingungen“. Ich dachte damals, diese Verhältnisse sind den zuständigen Ämtern anzulasten. Armut ist nicht Gottes Problem. Die Armen sind vielmehr Gottes Lieblinge. Und dann erkannte ich: Er hat recht! Und mich hat Gott zwischen die Bewohner der Barackensiedlung geschickt. Hier soll ich dafür arbeiten, daß die Lebensbedingungen eines Tages dem entsprechen, was unser Grundgesetz und das Bundessozialhilfegesetz gemeint haben mit „die Würde des Menschen“. Seither weiß ich mich an Arme gebunden, die unter solchen und ähnlichen Verhältnissen leben müssen.

Ich bin Herrn A. dankbar für sein Beispiel zum Thema GEHORSAM. Vielleicht kann es auch Ordensleuten weiterhelfen.

Seit jenem Gespräch mit Herrn A. habe ich mich mit unzähligen Armen unterhalten. Ich möchte von ihnen hören, was sie sich als Hilfen vorstellen können und wie wir miteinander Hilfreiches tun können. Meist bin ich die Führende bei solchen Gesprächen. Das ist wohl nicht falsch, aber es genügt nicht. Wichtiger ist, hineinzuhorchen in die Welt der Armen. Hören und Gehorchen hängen nicht nur vom Wortsinn eng zusammen.

Ein Armer ist ein Mensch, der ständig zuhören und immer warten muß

Wenn man die Armen begreifen will, muß man erst wissen, was Armsein heißt. Jaques Loew, der jahrelang unter Favelados in Sao Paulo und später unter Dockern in Marseille gelebt hat, beschreibt sie so:⁵ „Ein Armer ist ein Mensch, der ständig zuhört und dem niemand zuhört. Der Arme hat stets zugehört. Er hörte dem Lehrer und der Lehrerin in der Schule zu: er saß da, er

5 JAQUES LOEW a. a. O. Seite 72

hörte zu. Er hörte dem Kaplan beim Katechismusunterricht zu. Er hörte ‚die Schwester‘ in der Klinik oder im Heim, die ihm gute Ratschläge erteilte und später die Fürsorgerin . . . , und kommt er abends nach Haus, so bekommt er noch seine Frau zu hören. Und ihm, dem Armen hat den ganzen Tag niemand zugehört . . . Niemand schenkte ihm Aufmerksamkeit.“

Ich denke jetzt an Peter, der vor kurzem mein Lehrer wurde. Er gehört zu einer Gruppe von Nichtseßhaften, mit denen wir seit Jahren viel zusammen sind. Noch nie habe ich einen von diesen nach ihrer Vergangenheit gefragt, weil der Eindruck des Verletztseins so deutlich ist. Manchmal erzählt einer etwas, aber das bricht bald wieder ab. Peter hatte einmal erwähnt, er stamme aus unserer Stadt, Eltern und Brüder lebten hier. Als ich ihn ein wenig später einmal allein traf, sprach ich ihn darauf an. Seine Bemerkung sei mir nachgegangen. Ob er denn Kontakt zur Familie habe? – Nein! – Ob er denn wisse, wo sie wohne? – Nein! – Aber wie er denn so sicher sein könne, daß Eltern und Brüder am Ort leben? – Jetzt kam kein NEIN mehr. Statt dessen erzählte Peter von seiner Kindheit und Jugend in einem Erziehungsheim an einem anderen Ort, ein Schwesternheim. Da wäre er schon als Säugling hingekommen. Ich fragte dazwischen: Warum er denn nach seiner Entlassung in seine Geburtsstadt gekommen sei, wo er doch fremd gewesen sei? Wir wurden gestört und das Gespräch brach ab.

Anderntags traf ich ihn wieder im TREFFPUNKT, den die Klemensschwester seit 10 Jahren in Münster für Nichtseßhafte anbieten. Peter kam auf mich zu, faßte meine Hände und sagte mehrmals: „Ich danke Ihnen!“ Etwas beklommen fragte ich: „Warum denn?“ – „Weil Sie sich für meine Geschichte interessiert haben . . .“ – Wir sind dann nach draußen gegangen, wo ich ihm nur noch zugehört habe. Viel Verletztheit, viel Bitterkeit, aber dazwischen auch Erinnerungen an eine heile Welt. Diese Erinnerungen sind erkennbar seine wichtigsten Hilfen für das Bestehen der unheilen.

Auf die Armen hören, das ist nicht einfach machbar. Gewiß, man kann günstige Voraussetzungen schaffen, indem man sich zu ihnen setzt, damit Vertrauen keimen kann. Aber dann kann es vielleicht damit beginnen, daß man ihrem Schweigen zuhören muß. Bei manch einem ist das Schweigen allerdings sehr beredt, wenn man nur richtig hört.

Arme lassen sich auch so beschreiben, wie Jaques Loew an anderer Stelle schreibt: „Ein Armer ist ein Mensch, der ständig wartet. Er wartet an allen Schaltern aller Büros. Nie kommt er vor anderen an die Reihe.“⁶

Ich muß selten warten. Ich lasse mir Termine geben. Wenn es nötig ist, kann ich mir gelegentlich auch Zugang zur Chefetage besorgen. Davon mache ich manchmal Gebrauch. Als Rechtfertigung dient mir oft das Argument: „Ich will ja nichts für mich, nur etwas für die Armen!“ Das ist eine leicht durchzu-

6 JAQUES LOEW a. a. O. Seite 31

setzende Erklärung, denn ich bin beruflich und einkommensmäßig gesichert. Ich warte durchweg nur da, wo es jedermann widerfährt: vor roten Ampeln, auf dem Bahnsteig, bei der Zollabfertigung, im Hospital.

Ich weiß, es ist wichtig, Beziehungen zu haben, um sie einsetzen zu können, gerade für Menschen ohne Ansehen. Aber ebenso wichtig ist, an der Seite der Armen zu bleiben, bis sie an die Reihe kommen. Wie anders kann ich ihnen bezeugen, was sie mir wert sind? Und darauf kommt es vor allem an.

Wenn Treue mühsam wird: Der Dienst unter Armen braucht Strukturen des Gehorsams

Der Dienst unter Armen braucht dauerhafte Treue. Wer sich auf die Armen eingelassen hat, ist zunächst meist mit Eifer dabei. Aber wenn dann die Wiederholung einsetzt, die Alltäglichkeiten die Besonderheit ablösen, dann werden manche müde und entdecken, daß es sich nicht lohnt . . . Was lohnt sich im Dienst unter Menschen, die im Leben schwer geschädigt sind und wo Erfolg nur in Millimetern gemessen werden kann? „Erfolg ist keine Vokabel Gottes“, heißt ein Slogan aus dem DEUTSCHEN CARITASVERBAND. Slogans können eine gute Begleitmusik sein, die Kraft zum „Dennoch“ muß aus anderen Quellen kommen.

Manchmal sieht es so aus, als sei es das Klügere, aufzuhören oder in ein anderes Engagement zu wechseln. Einige Wohlfahrtsverbände, die bei Randgruppen tätig sind, haben daraus eine Regel gemacht. Üblicherweise werden für Hauptberufliche Einsätze von höchstens 4–5 Jahren vereinbart. Dann wird eine Versetzung angeboten. Wer länger bleibt, erlebt häufig, wie sein Dienst sich unmerklich verändert: Man richtet sich ein, die Ausstattung der Sozialstation, der Kinderbetreuung oder der Tagesstätte für Obdachlose etc. wird perfekter. Immer mehr Zeit wird für die Verwaltung und Pflege des Besitzstandes benötigt. Das Zuhören unter den Armen gerät darüber in den Hintergrund. Es scheint auch nicht mehr viel Neues mitgeteilt zu werden. Man meint, alles zu kennen und die Armen, die ohnehin gewöhnlich das zu äußern pflegen, was erwartet wird – wie es scheint – die Armen geben sich abwehrend gegen alle zeitaufwendigen Besonderheiten. Dann liegt es nahe, sich vermeidbar erscheinende Anstrengungen zu ersparen.

Was ist vermeidbar im Dienst unter Armen? Darf man überhaupt so fragen? Wir fragen uns in Münster z. Z., ob die Pflege der immer zahlreicher werdenden Gräber verstorbener Nichtseßhafter weiterhin unsere Aufgabe bleiben muß. Mit dem Tod und der Beisetzung eines stadtbekanntes Nichtseßhaften war unser Dienst 1967 erstmals in die Öffentlichkeit gekommen. Eine Beerdigung im üblichen Sinn hatte es zuvor noch nicht gegeben, auch keine Gräber mit Grabsteinen. Wir erfuhren damals, daß alle Nichtseßhaften lange vor uns gewußt hatten, daß nach einem Tod auf der Straße entweder die Anatomie folgte oder eine Beerdigung, die allein ordnungsrechtlichen Notwendig-

keiten genügte. Das alles war für die Betroffenen ein Beweis, daß sie zum Müll der Wegwerfgesellschaft gezählt wurden. Als wir das begriffen hatten, war es uns eine Pflicht, den Gegenbeweis zu erbringen. Wir haben bei Außenstehenden zunächst Betroffenheit, aber auch Spott ausgelöst, bis neue Initiativgruppen in anderen Städten sich ebenfalls der verstorbenen Nichtseßhaften annahmen. Seither ist dieser Dienst unmerklich alltäglich geworden, und die wachsende Zahl der Gräber wurde zur lästigen Last.

Die Nichtseßhaften scheinen das zu spüren. Sie äußern sich heute abwehrend, wenn vom Friedhof die Rede ist. „Laßt doch die Toten! Wer interessiert sich denn für ein Grab? Die meisten der Toten kennt doch kaum einer von uns...“ Selbst wenn das so wäre, dürfen wir deshalb Gräber von Menschen aufgeben, deren Todesdaten auf den Grabsteinen beweisen, daß wir ihnen begegnet sind?

Ich bin überzeugt, wir können einen neuen Anfang machen, wenn wir einige arbeitsfähige Nichtseßhafte bitten, zusammen mit einem der langjährigen Helfer sich der Pflege der Gräber anzunehmen. Wer ist dazu bereit? So etwas ist eine langfristige und im Jahreskreis wiederkehrende Arbeit. Zwar kann sicher eine Gruppe von Nichtseßhaften nach einer Anlaufphase allein arbeiten, aber abends muß dann einer von uns kommen, um anzuerkennen, was geleistet wurde. Und das muß einer von denen tun, auf deren Anerkennung besonders Wert gelegt wird.

Sind uns die Gräber der Toten soviel wert? Oder ist der Preis zu hoch? Anfangs waren uns die Gräber wichtig als Zeichen für die Lebenden: Das seid Ihr uns wert! Was wird sein, wenn es eines Tages nur noch die Gräber besonders bekannter Nichtseßhafter gibt und wir die übrigen aufgegeben haben? Was ist dann mit dem Zeichen? So ein Zeichen soll ja über sich selbst hinausweisen. Es soll sagen: Das seid Ihr Gott wert – jeder von Euch! Keiner ist vergessen, selbst wenn Menschen Euch vergessen!

Am Ende der Schilderung von Erfahrungen aus einem Dienst unter Armen führt mich das Nachsinnen über den Gehorsam vor die Gräber „unserer Freunde von der Straße“, wie wir sie nennen. Gräber und Grabsteine sind ein Bekenntnis zum Bleibenden. Die Welt denkt funktional, das heißt: Sie hält etwas für sinnvoll, solange es nützlich ist. Für Menschen, die den Dienst unter Armen als ihren Weg der Nachfolge verstehen, gilt nicht das „Solange-als“, nicht das „Je-nach-dem“, sondern das „Ein-für-allemal“. Die Armen sind auf solche Sicherheit und Unbedingtheit angewiesen. Sie brauchen ein soziales Gefüge aus lebendigen Menschen, die sehr konkret und sichtbar zu ihnen stehen.

Die Zeit drängt, den Dienst unter den Armen nicht nur neu auszurichten, sondern ihn auch zu sichern. Dafür braucht es Strukturen des Gehorsams, einen verbindlichen Rahmen, der Halt gibt, wenn sich Ermüdung einstellt. Man kann sich leicht „verhören“, wenn allzuviele Meinungen durcheinandertönen.